

9 *Doing competence*

Für den Bereich der Partizipation könnte man zunächst annehmen, der Anlass und das Ziel der Bemühungen um Partizipation – etwa ein demokratisches Gemeinwesen zu gestalten – führten dazu, dass es Praktiken der Hervorbringung von Ungleichheit und Ausschließung dort nicht gibt. Das Ausprobieren von als demokratisch antizipierten Praxisformen lässt anderes als eine Praxis des *doing difference* (West/Fenstermaker 1995) und damit einhergehend des *doing inequality* (Behrmann et al. 2018) vermuten. In programmatischen Texten und O-Tönen professioneller Akteur_innen wird zudem immer wieder die Realisierung einer inklusiven Praxis emphatisch betont. Empirisch jedoch fällt auf, dass sich die Heterogenität der Adressat_innen in der Zusammensetzung der Teilnehmenden – in Top-down- wie auch in intermediären Formaten – nicht widerspiegelt. Es wird versucht, dem Bias etwas entgegenzusetzen, doch trotz Bemühungen kommen tendenziell eher die »üblichen Verdächtigen« (In-vivo). Die Umsetzung professioneller Ziele stößt in dieser Hinsicht an Grenzen.

Während häufig gefragt wird, was die Praxis tun kann, um sich noch mehr zu öffnen, wird hingegen seltener gefragt, inwiefern die Praxis an der Reproduktion sozialer Ausschließung selbst beteiligt ist. Im gegenwärtigen Partizipationsdiskurs ist die Dimension der Ausschließung nicht als Pendant zur Partizipation (analog zu Inklusion/Exklusion) angelegt (Ahrens/Wimmer 2014), was zur Ausblendung von Mechanismen der Ausschließung führen kann. Im Folgenden steht die soziale Ausschließung über Praktiken der Differenzierung, das *doing difference* zwischen sozial unterschiedlich positionierten Subjekten in Situationen veranstalteter Partizipation im Vordergrund. Der Blick richtet sich auf empirische Beobachtungen sprachlich und körperlich vermittelter sozialer Differenzierungspraxis. Dabei geht es nicht darum, die Praktiken mit hierarchisierenden oder diskriminierenden Einstellungen einzelner Akteur_innen vor Ort in Verbindung zu bringen, sondern um das Herausarbeiten der ausschließenden Effekte, die sich durch die spezifische Situiertheit von Praktiken ergeben.

Der Begriff *doing* steht für die Gemachtheit sozialer Ordnung und einhergehende Differenzierungspraktiken. Damit verknüpfte Differenzkonstruktionen sind stets mit Bedeutungen und auch Bewertungen aufgeladen und können gleichsam

Praktiken der Homogenisierung und Reproduktion von Ungleichheit darstellen. Wenn im Folgenden von *doing competence* gesprochen wird, bezieht sich dies auf die Mikro-Ebene der Interaktion, die als gleichsam strukturiert durch institutionelle und gesellschaftliche Arrangements gefasst wird. In der Rekonstruktion und Problematisierung wird es gleichsam dekonstruiert (*undoing*). So werden Konstruktionen von Differenz »als hergestellt verständlich [...] und sie können zugleich unterwandert und destabilisiert werden« (Eggers o.J.: o.S.). Der Begriff des *doing* betont die prozessuale Perspektive, wie dies *in situ* und *in actu* vollzogen wird.

In der Praxis ist die Frage der »Kompetenz für Partizipation« ein relevantes, aber weitgehend implizit verhandeltes Thema: Was muss man mitbringen, wenn man sich in Situationen veranstalteter Partizipation bewegt? Welches Wissen und welches Können sind gefordert? Wozu ist jemand fähig und wozu wird er befähigt? Analytisch relevant gemacht wird hier die Frage, was in der Praxis von wem als relevantes oder weniger relevantes Wissen und »Können« verhandelt wird. Situiertere Differenzordnungen verstricken das zur Partizipation angerufene Subjekt in ein Widerspruchsverhältnis: Der Raum ist offen für alle – jede_r ist willkommen –, aber wenn du da bist, verhalte dich in einer spezifischen Weise. Wie dies hervorgebracht wird und inhaltlich bestimmt werden kann, steht im Fokus dieses Kapitels. Es stellt Ergebnisse zur im analytischen Prozess herausgearbeiteten Figur des *doing competence* vor, welche das prozessual hergestellte, symbolisch vermittelte und hegemonial produktive Selbst- und Fremdeinschätzen von Fähigkeiten zur Mitwirkung in Situationen veranstalteter Partizipation in den Blick nimmt (siehe dazu auch Pigorsch/Rothmaler 2021). Dazu werden zunächst Anrufungspraktiken als kompetentes Subjekt beleuchtet, woraufhin die Rolle der Moderation in den Blick genommen wird, um schließlich anhand eines »Super-Bürgers« (In-vivo) zu rekonstruieren, welche Fähigkeiten den Teilnehmenden in top-down-Prozessen implizit abverlangt werden und was passiert, wenn sie diesen Regeln nicht folgen.

9.1 Die Anrufung als kompetentes Subjekt

Um Menschen für die Teilnahme an Formaten veranstalteter Partizipationspraxis zu gewinnen, bedienen sich die Organisator_innen einer positiven Ansprache. Sie werden als kompetente, also fähige Subjekte gerahmt, die mit ihrem Alltagswissen und ihrer sozialräumlichen Expertise das Partizipationsformat inhaltlich qualifizieren. Auf Plakaten, Flyern und Einladungen für Veranstaltungen werden die potenziellen Teilnehmenden stets positiv konnotiert und ihr wertvolles Wissen oder auch ihre Meinung werden als relevant für das Gelingen der Praxis hervorgehoben. So finden sich Slogans wie »Stadtplanung braucht Sie!«, »Gemeinsam Stadt machen!« oder »Deine Meinung zählt!« auf Werbematerialien zu Veranstaltungen. Die Anrufung als kompetent ist eine zentrale Praxis, um Menschen zur Teilnahme zu

motivieren. Das programmatische Narrativ der Formate, die im Rahmen der Forschung besucht wurden, ist untrennbar mit der Betonung des Werts alltagsorientierter und lebensweltlicher (sozialräumlicher) Expertise verbunden. Aus Verwaltungssicht werden Alltagsakteur_innen auch als kompetent gerahmt, weil sie durch ihren Blick als Nutzer_innen am besten wissen, wie etwas geplant werden soll, das den Bedürfnissen der zukünftigen Nutzer_innen entspricht. Wer Planungen partizipativ gestaltet, so die Argumentation, erziele passgenauere Ergebnisse, mit denen sich die Nutzer_innen identifizieren können und die auf lange Sicht betrachtet weniger vandalismusanfällig sind und weniger Kosten verursachen. Dieses rationale Motiv der Nutzung von Alltags- und Nutzer_innenexpertise jedoch formiert und platziert das Subjekt der Alltagsakteur_innen in einer spezifischen Weise.

Gemäß der Konzeption der »Subjektanrufung« von Althusser (Althusser 1977: 140ff.) gibt es »Ideologie nur durch das Subjekt und für Subjekte« (ebd.: 140). Er betont, »daß die Kategorie des Subjekts nur insofern konstitutiv für jede Ideologie ist, als jede Ideologie die (sie definierende) Funktion hat, konkrete Individuen zu Subjekten zu ›konstituieren‹« (ebd., Herv. im O.). Das heißt »[n]icht der ›Ruf‹, sondern die mit ihm verbundene Möglichkeit zur Identifikation bzw. das Wiedererkennen im Anrufungsakt – als Selbsterkenntnis – stellt die konstitutive Bedingung für die Subjektwerdung dar« (Ott 2011: 62). Die Einladungen und Flyer, gehalten im Duktus der Offenheit, machen ein spezifisches Subjektivierungsangebot als kompetente Teilnehmer_innen. Die Praktiken der Anrufung stellen so eine Verknüpfung her zwischen den kommunalen Bemühungen um mehr Partizipation und dem Anrufungssubjekt. Diese Anrufungen, sich in einer spezifischen Weise kompetent zu verhalten, sind diskursiv hervorgebrachte Konstruktionen, die in der Situation performativ wirken – etwa, wenn jemandem Kompetenz situativ zu- oder eben (implizit oder explizit) abgesprochen wird. Die Anrufung als Alltagsexpert_in ist jedoch prekär, weil zwar geklärt zu sein scheint, dass das Subjekt potenziell wertvolles Wissen liefern kann, aber z.B. unklar bleibt, in welchem Rahmen Artikulationen hervorgebracht werden können, inwiefern dieses Wissen wirksam in den Prozess einfließt und was das Subjekt im Gegenzug erhält. Hier kann auch nach Top-down-Formaten und intermediären Formaten unterschieden werden. Bei Planungen scheint mit zunehmender Kritik am Vorhaben die situative Anrufung der Alltagsakteur_innen als kompetent weniger wichtig zu werden. Es kommt zu Praktiken der Steuerung durch die professionellen Akteur_innen, welche Wissensbestände der Sammlung von Expertise in einem für den Planungsprozess noch förderlichen Rahmen hinzugefügt werden sollen und welches Wissen als eher hinderlich für den Prozess antizipiert wird. In intermediären Formaten hingegen wird das Subjekt insbesondere auch als kompetent im Hinblick auf zukünftiges Engagement angerufen: Das Anrufungssubjekt bezieht sich also nicht nur auf die Ebene der Kompetenz durch Wissen, sondern auch auf die Ebene der Kompetenz als zukünftige_r Engagierte_r. Dazu wird das Subjekt als prinzipiell engagementaffin gezeichnet und die Situation als eine Gelegenheit

gerahmt, neue Akteur_innen und Netzwerke kennenzulernen und aufzubauen. Im Folgenden soll ein kurzes Beispiel illustrieren, dass die Anrufung als kompetentes, engagementaffines Subjekt und die Subjektbildung der Teilnehmerin in eins gehen können. Es handelt sich um eine Gesprächssituation im Rahmen eines Stadtteilforums, als ich im Rahmen eines »Speeddatings« mit einer Frau ins Gespräch komme (siehe dazu auch 8.1.2 »Klassiker der Raumgestaltung veranstalteter Partizipationspraxis«):

Die Frau wohnt in der [Name einer Straße] und ist interessiert daran, etwas gegen die Anonymität im Stadtteil zu machen. Sie sagt: »Es geht nur um: meine Wohnung, mein Garten, mein Trampolin, mein Zaun«. »Das Problem ist der Zaun, oder?«, frage ich und meine damit, dass in dieser Siedlung jeder ein bisschen für sich zu bleiben scheint. »Ja, genau!«, erwidert sie sofort. Ihr Ziel für heute sei, dass sie herausfinden wolle, was es so gebe und wo man sich engagieren könne. (Ausschnitt aus dem Beobachtungsprotokoll »Werkstatt«: Z. 110–114)

Die Frau scheint sich als Subjekt in der Anrufung wiederzufinden und sich als kompetentes und potenziell engagiertes Subjekt zu bilden. Gleichsam bedient sie auch mein Deutungsangebot, das in die Richtung zielt, dass das Einhausen im Privaten nicht förderlich ist, um einen Stadtteil weniger anonym zu gestalten. Sie signalisiert eine Offenheit, sich zukünftig einbringen zu wollen. Was genau dieses Engagement bedeuten kann, darüber erfährt man an dieser Stelle noch nichts. Die Subjektbildung als kompetent (im Sinne von »richtig« in der Situation) fällt jedoch nicht zwangsläufig in eins mit dem Subjektivierungsangebot. So kann die Frau im Verlauf der Veranstaltung feststellen, dass ihre Vorstellungen von Engagement und Kompetenz nicht mit dem der Organisator_innen zusammenpassen. Die Rekonstruktion der Anrufungsfigur als kompetente_r Teilnehmer_in ist hilfreich, um sich der Performativität der institutionellen Arrangements zu nähern, die eine spezifische Form der »kompetenten« Partizipation implizieren. Mit der Anrufungspraxis ist aber noch nichts darüber gesagt, inwiefern sich die Subjekte selbst als derart kompetent bilden. Wer sich selbst z. B. aus einem kritischen Verständnis heraus – etwa aus Skepsis gegenüber Situationen veranstalteter Partizipation oder als Kritiker_in des Planungsprozesses – als »richtig« in der Situation rahmt, vollzieht eine Bildung als kompetentes Subjekt, die nicht mit dem Anrufungssubjekt übereinstimmen muss. Die mit dem Selbstbild einhergehende Rahmung des Handelns geht also nicht zwangsläufig in eins mit den Verhaltensempfehlungen, die sich aus der Anrufung ergeben. Es kann angenommen werden, dass die Alltagsakteur_innen das Spannungsverhältnis zwischen dem Anrufungssubjekt einerseits und ihrem Praxissubjekt andererseits in Abhängigkeit von Wissen, Netzwerken und (Alltags-)Erfahrung unterschiedlich bearbeiten.

Davon ausgehend, dass das *doing competence* über situierte Praktiken hervorgebracht, aktualisiert und (auch im Sinne einer potenziellen Veränderlichkeit) bearbeitet wird, bedeutet dies, dass insbesondere jene Akteur_innen analytisch interessant sind, welche die Anrufungen aufführen. Im Folgenden wird die Aufmerksamkeit auf die Person gelenkt, die moderiert. Denn sie ist es ganz maßgeblich, die in der Situation zu der spezifischen Form des Miteinanders aufruft.

9.2 *Doing difference* durch die Moderation

In der Arena der veranstalteten Partizipationspraxis treffen Menschen aus unterschiedlichen Zusammenhängen aufeinander. Die Konfliktarena ist eine »gesellschaftliche Situation« (Bareis 2012: 292) und in diesem Raum gibt es – unabhängig davon, ob er bewusst niedrigschwellig gestaltet wird – Praktiken sozialer Differenzierung. Der Situation sind Mechanismen der Reproduktion sozialer Ungleichheit nicht äußerlich. Damit wird die Frage, wer sich wie in Situationen veranstalteter Partizipation bewegt, auch zur Frage der soziokulturellen Herkunft – auch derjenigen, die Situationen veranstalteter Partizipation initiieren, planen, begleiten und moderieren. Im Folgenden sollen deren Praktiken des *doing competence* im Sinne einer die herkunftsbedingte soziokulturelle Differenzierung reproduzierenden Praxis im Fokus stehen.

Die Dimension der sozialen Herkunft der Akteur_innen in den Blick zu nehmen, kann mittels des Erklärungsansatzes der Reproduktionskodes (May et al. 2019) gelingen, um für den »ganz basalen, jedoch häufig nicht unbedingt bewussten Modus [zu sensibilisieren, S.P.], wie sich einzelne im Kontext eines bestimmten soziokulturellen Milieus oder eines bestimmten gesellschaftlichen Feldes reproduzieren« (ebd.: 127). In Situationen veranstalteter Partizipation »scheinen [...] herkunftsbedingte soziokulturelle Ungleichheiten in dem, wie Interessen gesellschaftlich zur Geltung gebracht werden können, noch weitaus stärker durchzuschlagen als im Rahmen der auch nur angeblich repräsentativen Parteiendemokratie« (ebd.: 131). Dass die Praxis »aus der Logik der herrschenden gesellschaftlichen Institutionen und nicht aus konkreten Lebenszusammenhängen heraus resultier[t]« (ebd.: 131), hat zur Folge, dass insbesondere jene davon angesprochen werden, die im Laufe ihrer Sozialisation die Erfahrung gemacht haben, dass sie ihre Bedürfnisse über die durch Institutionen organisierten Ressourcen befriedigen können (ebd.: 132).

Die Schlüsselperson, die im Folgenden fokussiert wird, ist die Person, die moderiert. Die Praxis der Prozessmoderation aktiviert nicht nur die institutionell gebundene Sichtweise auf das Setting und auf die Praxis der Partizipation als solche (indem sie den Rahmen artikuliert und den Prozess strukturiert), sondern die Person, die moderiert, repräsentiert auch sich selbst. In der Dimension habituellder Selbstrepräsentation sind Wertungen materialisiert (»Das ist mir wichtig, so möch-

te ich mich darstellen.) und damit aber immer auch Distinktionspraktiken (»Das bin ich – das bist du.«, »Dies ist meine Rolle – dies ist deine Rolle.«). Als mit situierter Macht ausgestattete Akteur_innen nehmen Personen, die moderieren, in der sozialen Arena eine Schlüsselposition ein wenn es darum geht, die Teilnehmenden in die Situation aktiv einzubeziehen. Die Prozessmoderator_innen in Situationen veranstalteter Partizipation kommen aus unterschiedlichen Zusammenhängen, etwa der Sozialen Arbeit, der zivilgesellschaftlichen Bildungsarbeit, von Agenturen aus der Beteiligungsbranche oder aus der Planungspraxis, scheinen insgesamt jedoch wenig divers im Sinne gesellschaftlicher Vielfalt. Moderator_innen veranstalteter Partizipation sind meiner Erfahrung nach mehrheitlich weiß (im Sinne einer gesellschaftspolitischen Norm und Machtposition) und akademisch gebildet. In den Forschungen zu sozialer Selektivität und Ausschließung im Kontext von Partizipation und Engagement (siehe 4.2 »Soziale Ausschließung im Kontext Partizipation und Engagement«) werden die organisierenden Akteur_innen etwa mit dominanzkultureller Praxis in Verbindung gebracht (Munsch 2010) oder hochschwellige Kompetenzanforderungen werden als Barrieren für subalternes Engagement identifiziert (May/Alisch 2013). Es kann demnach vermutet werden, dass hier eher Personen aktiv sind, die in Passung zu den die Situation rahmenden institutionellen Arrangements gehen können. Um dies zu beleuchten, wird im Folgenden die Situation eines Verkehrsforums beleuchtet (siehe zu diesem Fall auch 8.2.2 »Klassiker der Raumgestaltung veranstalteter Partizipationspraxis« sowie 8.3.3 »Die Motzkiste als Instrument der Einhausung von Kritik«), bei dem die Moderatorin die Anwesenden im großen Plenum bittet, per Handzeichen zu zeigen, wie sie hergekommen sind.

Die Moderatorin, eine mit einem Kostüm gekleidete, gepflegt wirkende Frau Mitte 50, leitet im Anschluss an die einführenden Worte des Auftraggebers über mit: »Bevor wir in medias res gehen«, gebe es jetzt eine kleine Abfrage unter den Teilnehmenden, wer mit welchem Gefährt hier sei. Dies passiert über Handzeichen. Sie fragt, wer zu Fuß da sei, mit den Öffentlichen, per Fahrrad, mit dem Auto. Sie sagt sinngemäß: Dies könnte man jetzt eigentlich auch so machen, dass wir uns in den Ecken aufstellen, dann wäre etwas Bewegung drin und wir könnten sehen, wie sich die Antworten zueinander verhalten, aber im Sitzen gehe das auch. (Beobachtungsprotokoll »Vision«: Z. 23–30)

Zu lesen ist hier der Einstieg der Moderatorin in die Veranstaltung. Zum Auflockern, Kennenlernen und zur Einstimmung soll es eine kleine Abfrage geben. Dies soll passieren, bevor man zügig zur Sache komme – »in medias res« gehe. Die Wortwahl ist exklusiv und lässt auf differenzierte Bildungserfahrungen in entsprechend vermittelnden Institutionen schließen. Die Moderatorin spricht davon, dass man sich nicht lange aufhalten und direkt ins Thema hineingehen wolle. Es transportiert sich jedoch nicht nur die textuelle Botschaft, sondern auch eine soziale Botschaft, die

Statusunterschiede markiert. Sie selbst zeigt in der Situation, dass sie gebildet ist, sich sprachlich gewählt ausdrücken kann. Ihre äußere Erscheinung verstärkt die Zuschreibung, dass sie materiell gut aufgestellt ist. Sie bietet die stimmige Präsentation einer akademisch gebildeten, selbstbewussten, materiell abgesicherten und an der Sache interessierten Person. Darüber hinaus zeichnet sie ein spezifisches Bild der sozialen Arena: Hier findet ein niveauvoller und sachbezogener Austausch über die wichtige Frage der Verkehrsentwicklung von heute und morgen in einer partizipativen, wachsenden und an Klimaneutralität interessierten Stadt statt. Es entsteht weniger die Assoziation, dass dies ein geeigneter Ort ist, um über persönliche Erfahrungen und kollektiv geteilte Geschichten in den Austausch zu kommen. Das heißt für jene, die sich tendenziell eher über Formen kollektiv vermittelter Bedürfnisinterpretationen mit anderen repräsentieren können (May et al. 2019: 132), sind solche Formate weniger attraktiv.

Interessanterweise versucht die Moderatorin über die Anmoderation eines Aufstellungsspiels einen niedrigschwelligen Einstieg zu inszenieren. Sie demonstriert ihr Methodenwissen, indem sie sinngemäß sagt, man könne sich prinzipiell auch in verschiedenen Ecken postieren, um etwas Bewegung in die Veranstaltung zu bringen. Damit spielt sie auf die prominente Methode des Vier-Ecken-Spiels oder auch der soziometrischen Aufstellung an, die in Bildungs- und Partizipationszusammenhängen sehr weit verbreitet sind. Beim Vier-Ecken-Spiel geht es hauptsächlich darum, einen aktivierenden Einstieg in einen (Partizipations- und/oder) Bildungsprozess zu machen, indem die Teilnehmenden sich zu einer Frage in verschiedenen Ecken des Raumes positionieren und so ein Gesamtbild über die Antworten aller Teilnehmenden erhalten. So erfährt man aber nicht nur etwas über die individuelle Wahl des Verkehrsmittels, sondern die Gruppe erhält Raum für sozialen Austausch. Das heißt, aus einem passiven Subjekt wird, so der pädagogische Impuls, ein aktiv involviertes und aus einer weitgehend anonymen Gruppe wird zumindest eine, die sich etwas besser kennt als vorher. Die der Aktivierung dienende Methode hat somit potenziell einen positiven Effekt auf das soziale Miteinander. Die Moderatorin entscheidet sich jedoch gegen die eigentliche Form der Durchführung der Methode: Sie wählt die körperlich-räumliche Positionierungspraxis eigenmächtig ab und lässt die Teilnehmenden die Fragen per Handzeichen beantworten, denn im Sitzen könne man das auch erledigen. Ihre Praktiken der Umwidmung der Methode sind analytisch aufschlussreich, wobei hier im Folgenden in den Blick genommen wird, was diese über ihre soziokulturelle Positionierung und ihre diskursive Positionierung in der Situation veranstalteter Partizipation aussagen. Vielleicht scheint ihr die Methode räumlich nicht umsetzbar – in der großen Aula der Schule ist zwar Platz, doch stehen auch viele Stühle in Reihen. Jenseits der objektiven räumlichen Möglichkeiten ruft sie mit den abwiegelnden Bemerkungen, dass man das so machen könne, es aber eigentlich auch ohne gehe, jedoch auch einen wertenden Unterschied auf. Mit den Praktiken wird das Bild gezeichnet, dass die pädagogisch

gerahmte Methode – bei der man sich bewegen muss, in der es dynamisch zugehen kann, die einen überraschen kann, für die man sich aktiv entscheiden muss – ihr nicht so recht zu passen scheint. In der grundsätzlich prekär strukturierten Situation, nämlich nicht zu wissen, wie die Veranstaltung sich entwickelt, ob sie erfolgreich ist und die Interessen der Leute trifft, müssen Entscheidungen durch die Moderatorin getroffen werden. In dieser Situation entschließt sie sich, die Methode abzuwandeln und die Handhabung zu vereinfachen. Damit wird der pädagogische Effekt jedoch verwässert und einzig die Informationen, wer auf welche Art und Weise die Anreise bestritten hat, wird übermittelt. Die *soziale* Arbeit jedoch, die das eigentliche Anliegen der Methode darstellt, verblasst hinter den statistisch auswertbaren Handzeichen der Anwesenden. Ein Deutungsangebot kann sein, dass ihr die pädagogische Praxis der Anleitung und Bewegung von Körpern, die man erst zur Teilnahme motivieren muss, nicht liegt. Die methodische Inszenierung mit pädagogischen Elementen eines Gruppenspiels könnte als kindisch oder dem Anlass nicht entsprechend gewertet werden. Was in der pädagogischen Arbeit (z.B.) mit Kindern selbstverständlich zu sein scheint – man macht das Vier-Ecken-Spiel, weil man erst warm miteinander werden muss – wird in dieser Situation implizit abgewertet. Es kommt zur Unterscheidung zwischen Teilnehmenden, die ihre Artikulationspraxis eher über Nähe oder Miteinander entfalten und jenen, die *zu viel* Pädagogisches nicht brauchen. Es bevorzugt jene, die gleich »in medias res« gehen können und es vermögen, Praktiken ihrer Repräsentation im Modus institutioneller Logiken aufzuführen. Dies kann als Praxis eines differenzierenden *doing competence* in Situationen veranstalteter Partizipation durch die Konstruktion einer spezifischen Kompetenz durch Sachexpertise und herkunftsbezogene Passung eingefangen werden.

Die Moderatorin arbeitet bei einem Partizipationsdienstleister mit städtebaulicher und stadtentwicklungsbezogener Expertise. Es kann angenommen werden, dass sie mit dem Partizipationsdiskurs von Planung und Verwaltung vertraut ist – eher als mit dem Partizipationsdiskurs etwa der Sozialen Arbeit (siehe dazu Kapitel 2 »Zum Begriff der Partizipation«). Mit der Entscheidung gegen die pädagogische Intention der Methode wird gleichsam ein Spannungsverhältnis zwischen den unterschiedlichen Partizipationsdiskursen ausagiert zugunsten einer Schwerpunktsetzung auf den Partizipationsdiskurs aus Planung und Verwaltung. Dabei kommt es zur Differenzierung zwischen unterschiedlichen Zugängen zur situierten Wissensproduktion, die mittels Methoden befördert werden. Während Partizipation im Verständnis von Planung und Verwaltung tendenziell eher top-down-orientiert ist, indem etwa Ideen und Probleme allgemeinwohlorientierten Narrativen deduktiv zugeordnet werden, nähert sich das Partizipationsverständnis von Sozialer Arbeit und Pädagogik tendenziell einem Thema eher induktiv und betont die soziale und atmosphärische Dimension, die es für einen breiten situierten Diskurs braucht, der heterogene Akteur_innen gleichermaßen einbezieht. Gleichsam erweisen sich je-

doch beide Zugänge als unpassend für jene, die sich keiner Reproduktionsstrategien bedienen können, die sich durch gekanntes Bewegen entlang institutioneller Bearbeitungsweisen auszeichnen. Methodisches Handeln in Situationen veranstalteter Partizipation, welches die soziale Dimension betont, ist also nicht automatisch von Gebrauchswert für die Alltagsakteur_innen, die vornehmlich Reproduktionsstrategien außerhalb von Institutionen nutzen. Das Beispiel verweist vielmehr außerdem darauf, dass der Komplex institutioneller Bearbeitungsweisen, der von der Hervorbringung der Situationen nicht zu trennen ist, bei der Bewertung methodischer Zugänge nicht ausgeblendet werden kann.

9.3 Der »Super-Bürger«

In der Arena veranstalteter Partizipationspraxis spielen Kämpfe um Wissen, Macht und Wirkung eine große Rolle. Häufig kommt es zu expliziten Konflikten und Widerständen, etwa, wenn von Planungen betroffene Alltagsakteur_innen sich zur Wehr setzen, sich organisieren und Kritik artikulieren. Wie wird das Konflikthafte in den Situationen hervorgebracht und bearbeitet? Wessen Artikulationen werden (von wem) aufgenommen und welche werden abgewehrt?

Im Folgenden¹ wird anhand des empirischen Beispiels eines städtischen Top-down-Planungsverfahrens rekonstruiert, welche hegemonialen Anforderungen an das Subjekt gestellt werden, das sich Gehör verschaffen möchte. Dort wird ein Teilnehmender, im Nachgang vom Moderator als »Super-Bürger« (Beobachtungsprotokoll »Lärm«: Z. 131) reflektiert – als jemand, der sich als besonders kompetent erwiesen hat. Der Planungsprozess ist thematisch angesiedelt zwischen Verkehr- und Gesundheitsplanung. Es geht um das Thema Lärm in der Stadt und die Frage, wie dieser verringert werden kann. Das Treffen findet an einem frühen Abend unter der Woche in einem Jugendkulturzentrum statt. Dort gibt es einen großen Veranstaltungsraum, der am ehesten als Café beschrieben werden kann. Der Raum wurde für die Veranstaltung recht aufwendig hergerichtet (Technik, Bestuhlung, Bewirtung, Visualisierung etc.). Es stellt sich heraus, dass es nur einen einzigen Teilnehmer gibt, der nicht aus professionellen Gründen da ist:

Die in der Mitte geteilten Stuhlreihen mit Blick zur frontalen Leinwand teilen auch die Teilnehmer_innen. Auf der einen Seite der Stuhlreihen versammeln sich die involvierten Verwaltungsmitarbeitenden: drei Frauen und acht Männer aus den mit der Thematik befassten Bereichen (Stadtplanung, Umwelt, Verkehr, Öffentlichkeitsbeteiligung, Marketing). Auf der anderen Seite sitzt ganz außen der

1 Die folgende Analyse ist auch thematisiert in Pigorsch und Rothmaler (2021).

einzig anwesende Bürger (Alter etwa Ende 40, leger-elegant gekleidet, freundlich interessiert in die Runde blickend). Er scheint gut informiert zu sein und hat, wie er mitteilt, schon bei einer früheren Veranstaltung zum Thema teilgenommen. Die ihm wichtigen Punkte hält er verschriftlicht auf einem Zettel in den im Schoß liegenden Händen. Für ihn kann es losgehen. [...] Schließlich um 18.10 Uhr positioniert sich der Moderator, der mit Partizipation betraute Mitarbeiter der Verwaltung, vor der Leinwand und eröffnet die Veranstaltung. Meine Assoziation, um die Art seiner Eröffnung zu beschreiben ist »locker-flockig«: Er hat ein strahlendes Lächeln im Gesicht, spricht flüssig, er verströmt eine gelassene und trotzdem konzentrierte Atmosphäre. Ihm scheint durchaus bewusst zu sein, wie inhomogen das Publikum ist, denn er fragt ab, wie sich die Anwesenden zuordnen würden. »Mal alle aufstehen, die als Bürger oder Bürgerin hier sind... Mal alle aufstehen, die aus der Verwaltung kommen... Mal alle aufstehen, die aus Vereinen, Verbänden, Interessensvertretungen kommen.« Es wird also schnell für alle deutlich, dass dieser Teilnehmer der einzige »richtige« Bürger ist. [...] In Reaktion auf die Abfrage wirkt er belustigt, geschockt und leicht wütend: Es könne doch nicht sein, dass er der einzige Bürger hier sei. Da müsse man sich auch mal fragen, warum das denn so sei, warum so wenige erreicht würden. Er wolle heute dazu unbedingt noch ins Gespräch kommen. (Beobachtungsprotokoll »Lärm«: Z. 21–55)

Es geht also gleich zu Beginn schon kritisch los. Dem Teilnehmer ist die Schiefeile in der Zusammensetzung der Anwesenden deutlich bewusst und er möchte dies später auch problematisieren. Dazu kommt es im Übrigen nicht: Der Moderator spricht dieses Thema im Laufe des Abends von sich aus nicht noch einmal an. Nach der Anmoderation erhält der planende Ingenieur das Wort:

Der Ingenieur erläutert im Eilschritt rund vierzig Folien seiner Powerpoint-Präsentation, die mit reichlich Fotos konkreter Straßen angereichert sind. Dabei benutzt er viel Fachsprache. Nebenbei sagt er: »Sie kennen das ja schon, da muss ich nicht in die Tiefe gehen«. Auch der anwesende Bürger kennt das anscheinend schon. Es wird nicht beleuchtet, worin genau die Beteiligung bestand, welche Schritte dazu nötig waren oder was mit den Ergebnissen passiert. Da alle so »into the topic« sind, fällt es mir schwer, inhaltlich zu folgen. (Beobachtungsprotokoll »Lärm«: Z. 58–64)

Der Teilnehmer, der bis dato nur zugehört hat, nimmt sich im Laufe der Veranstaltung das Wort. Vom Moderator, der die Veranstaltung auch organisiert hat, wird er im Nachgang der Veranstaltung als ein »Super-Bürger« reflektiert, den man sich ja nur wünschen könne auf so einer Veranstaltung (Ausschnitt aus dem Beobachtungsprotokoll »Lärm«: Z. 130f.). Wie er diese Anschlussfähigkeit konkret herstellt, darum geht es im Folgenden. Der Ausschnitt aus dem Beobachtungsprotokoll setzt

ein, nachdem der Ingenieur seine Ausführungen beendet hat und der geplante Dialog mit den Teilnehmenden starten soll.

Im Nachfrageteil kommt keine Rückfrage. Die anschließende Pinnwand-Runde, auf der geplant war, Priorisierungen abzustimmen, kommt nicht zum Einsatz. Der anwesende Einwohner nimmt das Zepter selbst in die Hand. Nach erneuter, sachlich und bei aller Ernsthaftigkeit auch mit einem Augenzwinkern vorgetragenen Kritik an der fehlenden Anwesenheit der Bürger_innen, benennt er klar, warum er hier sei und dass er das jetzt nochmal darstellen könne. Er schildert seine persönlichen jahrelangen Erfahrungen an der [Straße] mit dem Straßenbahnlärm. Seine Forderungen waren bzw. sind noch immer: die Schienenspur soll beim geplanten Umbau nicht auf die Seite der Wohnstraße, sondern zur [Name einer Institution] hin verlegt werden. Er möchte Tempo 30 für Autos und Straßenbahnen in diesem Abschnitt. Eine gefüllte Rasenbegrünung des Gleisbettes, so wie vom Ingenieur beworben (verringert um 7db) wäre okay, aber die anderen Punkte sind ihm viel wichtiger. Natürlich sei ihm der Finanzierungsvorbehalt bewusst, aber er sei es ein bisschen Leid, das immer wieder zu fordern und dass nichts passiere. Wie wichtig sei der Stadt also die Gesundheit ihrer Bürger_innen? In seinen Augen sei das eine ganz klare politisch gewollte Prioritätensetzung. Alles sei nun geplant und begutachtet, die Entscheidungsträger hätten letztlich den »Ball in der Hand«: Verkehr vs. Gesundheit. (Beobachtungsprotokoll »Lärm«: Z. 65–81)

Der Teilnehmer schafft es, vom Moderator im Nachgang als »Super-Bürger« eingeschätzt zu werden. Ein »Super-Bürger«, ähnlich wie ein »Super-Schüler« oder ein »Super-Mitarbeiter« ist erst einmal eine positive Zuschreibung von Kompetenz gegenüber einer männlich gelesenen Person. Dabei bezieht sich die Einschätzung sowohl auf den Aspekt der Leistungserbringung als auch auf die Art und Weise, wie das Handeln vollzogen wird. Die Einschätzung dieses als vorbildlich konstruierten Handelns kann dabei von den institutionellen Arrangements, die diese Einschätzung rahmen, nicht getrennt betrachtet werden. Im Folgenden wird reflektiert, was ihn situativ kompetent erscheinen lässt. Erstens begrenzt er das, was er äußert, thematisch. Das heißt, er setzt sich klar und deutlich für sein Thema ein: Die Straßenbahntrasse in seiner Straße solle nicht wie geplant verlegt werden. Dies ist der wesentliche Grund, weswegen er gekommen ist. Und genau diese Maßnahme, gegen die er sich ausspricht, ist Teil des Planungsprozesses. Er sprengt, zweitens, also nicht den thematisch vorgegebenen Rahmen der Veranstaltung – und spricht etwa über weitere Schwierigkeiten in seiner Straße, z. B. die illegalen Sperrmüllhaufen oder die fehlende Grünpflege. Denn er weiß, dass für diese Themen in der Situation kein Raum vorgesehen ist, denn die Veranstaltung zentriert sich um einen Planungsprozess, in den die Verwaltungsbereiche Ordnung (Sperrmüllhaufen) und Grünanlagen (Grünpflege) nicht involviert sind. Dementsprechend sind auch kei-

ne Ansprechpartner_innen der Verwaltung dafür vor Ort. Das heißt, er hat Kenntnis über die Verwaltungsstruktur und die Prozesslogik eines Planungsverfahrens. Drittens bezieht er sich auf die konkrete Planung. Er kennt den Sachstand und ist informiert (selbst dann, wenn der Ingenieur seine Ausführungen überspringt). Das heißt, er erfüllt ein ganz wesentliches Kriterium, um insbesondere in Top-down-Situationen veranstalteter Partizipation als kompetent reflektiert zu werden. Er gewichtet sogar, welche der genannten Aspekte ihm besonders zentral erscheinen. Zudem bedient er sich, viertens, einer klaren, sachorientierten Sprache, mittels derer er eine Passung zum Planungs- und Verwaltungsdiskurs herstellen kann. Ihm wird Kompetenz zugeschrieben, weil er über jene passungsfähigen Wissensformen verfügt, die er sprachlich gelingend einbringen kann. Indem er also über das ›wahre‹ Wissen verfügt und sich nicht auf ›falsches‹ Wissen bezieht, kann er einen Bezug zum machtförmigen Wissenskomplex der Institution herstellen. Durch die Verwendung von Begriffen wie dem des Finanzierungsvorbehalts signalisiert er, dass ihm die Dynamiken und Zwänge der Top-down-Rationalität gesellschaftlicher Steuerung bekannt sind. Auch zum politischen Diskurs hat er Zugang, weil er zeigt, dass Verwaltungshandeln auch immer rückgebunden werden muss an politische Entscheidungen, die prinzipiell veränderlich sind. So abstrahiert er vom Planungsprozess der Verwaltung und mündet in seinen Ausführungen in eine politische Forderung, dass man sich entscheiden müsse zwischen Verkehr und Gesundheit. Indem er auf so präzise Weise eine Passung zur Planung und Verwaltung herstellen kann, kann er selbst als Teil einer »exklusiven (Diskurs-)Elite« (Pigorsch/Rothmalder 2021: 235) markiert werden. Fünftens scheut er nicht davor zurück, Kritik zu üben und damit seiner Rolle als kritisch informierter Bürger nachzukommen, der Feedback zum Geplanten gibt. Die Kritik an der fehlenden Teilnahme anderer jedoch artikuliert er humorvoll und mit Augenzwinkern. So gelingt es ihm, die Stimmung positiv zu halten, obwohl er Kritik übt. Er hat die Kritik durch die Mittel des Humors so verpackt, dass sie inhaltlich gesendet wurde, ohne das Gegenüber persönlich zu beschämen oder anzugreifen und gleichsam einen Ausweg aus der Situation über Lachen/Lächeln zu ermöglichen. Der Humor verlagert gewissermaßen die Dringlichkeit der Thematisierung an einen anderen, zeitlich nachgelagerten Ort und ermöglicht so das Verfolgen des geplanten Ablaufs. Seine Kritik ist zudem nicht radikal, sondern scheint getragen vom gemeinsamen Anliegen breiterer Partizipation mit mehr Teilnehmenden. Nicht zuletzt macht ihn, sechstens, zum »Super-Bürger«, dass er sich einschätzbar bezüglich seiner Perspektive auf Beteiligung macht. Denn er lenkt schließlich zurück auf die Verantwortung zur Entscheidung, die in den Händen der politischen und Verwaltungsakteur_innen läge. Dabei erlaubt er einen Blick auf sein Partizipationsverständnis, das als Konsultation rekonstruiert werden kann und nicht über die Schwelle der Artikulation hinausreicht. Dass er vorschlägt, die Kritik auch nachgelagert zu diskutieren, wirkt entlastend auf den Moderator. Prägnant ist jedoch, dass der vom Teilnehmer eingeforderte spätere Aus-

tausch zur prozessualen Frage, wie mehr Menschen für Situationen veranstalteter Partizipation gewonnen werden können, nicht mehr zustande kommt.

Über die diskursiven Praktiken in der Situation hinaus ist auch die Dimension der sozialen Position des »Super-Bürgers« auskunftreich. So bedient er die Komm-Struktur, die mit der Einladung zu einer physischen Veranstaltungsteilnahme einhergeht. Das heißt, er verfügt über die zeitlichen und damit auch materiellen Ressourcen, dort zu erscheinen und/oder hat dafür Sorge getragen, dass er für die Zeit der Teilnahme von Care- und Reproduktionsarbeit entlastet ist.

Mit der Rekonstruktion dessen, was ihn situativ kompetent erscheinen lässt, sind gleichsam die institutionellen Arrangements tangiert, die mit der Erfüllung der impliziten Kompetenzanforderungen an die Teilnehmenden reproduziert werden. Die Erwartungen an die Teilnehmenden – informiert zu sein, Kritik höflich zu verpacken und die jeweiligen Rollen zu respektieren – sind gleichsam mit herrschenden Vorstellungen von Partizipation vermittelt. Dies scheint erst einmal für die Logik der top-down-orientierten Verfahren zu gelten, die nicht zwangsläufig auf die intermediären Formate zutreffend sein müssen.

Die Erkenntnisse der Analyse können erweitert werden auf die ungleichheitsrelevante Frage nach sozialer Ausschließung, die mit der skizzierten Praxis hervorgebracht und immer wieder reproduziert wird. Die rekonstruierten Kompetenzanforderungen zeigen Analogien zu dem, was Bourdieu mit seinen Ausführungen zur politischen Kompetenz meinte, nämlich »das – gesellschaftlich gebilligte und geförderte – Gefühl, berechtigt zu sein, sich überhaupt mit Politik zu beschäftigen, ermächtigt zu sein, politisch zu argumentieren, über die Autorität zu verfügen, um über Politisches in politischen Begriffen zu sprechen« (Bourdieu 2014[1982]: 639). Praktiken der Nicht-Nutzung durch Alltagsakteur_innen, die also gar nicht erst an Situationen veranstalteter Partizipation teilnehmen oder sich von diesen wieder entfernen, können so auch als eigensinnige Selbstausschließung gegen angenommene und biografisch-erfahrene, hegemoniale soziale Ausschließung gerahmt werden.

9.4 *Doing competence* bei Konflikten: »Wir sind doch alle erwachsene Menschen«

Im Folgenden geht es um Konstruktionen von Kompetenz und »gutem« bzw. »schlechtem« Verhalten im Falle konfliktärer Situationen. Im Unterabschnitt 8.1.3 »Widersprüche räumlicher Inszenierung I: Öffentlichkeit braucht Publikum« sowie 8.1.4 »Widersprüche räumlicher Inszenierung II: Diskursive Konkurrenz in dezentrierten Formaten« wurde ein Fall beispielhaft geschildert, in dem es um die Verkehrsberuhigung im Quartier ging. Diese Veranstaltung wird im Folgenden erneut beleuchtet. Nach dem frontalen Präsentationsteil soll es in die dezentrale

Galeriemethode gehen, um sich die verschiedenen Alternativen zu den Verkehrsberuhigungsmaßnahmen genauer anzuschauen und darüber mit den Planer_innen ins Gespräch zu kommen. Schnell wird deutlich, dass die von den Maßnahmen potenziell Betroffenen fürchten, es würden die von der Verwaltung bevorzugten Varianten besonders hervorgehoben und die aus der Bewohner_innenschaft heraus erarbeiteten Alternativen zwar präsentiert, aber tendenziell weniger diskutiert und damit letztlich aussortiert. Als die Stimmung zu kippen droht, äußert der Moderator einen Appell, sich sachlich auseinanderzusetzen:

Das »Herzstück« der Veranstaltung sei der zweite Teil, sagt der Moderator, wo die Teilnehmenden gefragt würden »Was sagen Sie einfach dazu?« Die Galeriemethode würde ausprobiert, die es ermögliche, mit Fachleuten in den Austausch zu treten. Die Anregungen der Anwesenden »werden dann feinsäuberlich notiert und in den weiteren Verlauf« eingearbeitet. Er spricht schnell, flüssig und klar verständlich in sein Handmikro, welches er gekonnt im für die Akustik besten Sinne hält. Er blickt freundlich und offen, aber auch fokussiert in das Publikum, als schiene er die Teilnehmenden einschwören zu wollen auf das, was er sagt. Was ihm heute hier sehr wichtig sei, sein »Appell«, wäre, dass sie versuchen sollen sich »sachlich auseinanderzusetzen«. »Wir sind doch alle reife, erwachsene Menschen« und er wünscht, nicht auf unsachlicher Ebene zu argumentieren. Kritik könne »gerne« geäußert werden, »aber Zustimmung ist auch nicht schlecht.« (Beobachtungsprotokoll »Verkehr«: Z. 65–76)

Der Moderator ruft mit dem Mittel des Appells ein spezifisch konturiertes »angemessenes« Verhalten der Teilnehmenden an, um Austausch zu gewährleisten und die symbolische Ordnung der Situation nicht zu gefährden. Das heißt, die Verhaltensanforderungen gehen in zweierlei Richtungen: Es geht einerseits um die Sachebene (was zur Sache beigetragen wird) und um die Prozessebene (wie es beigetragen wird). Bezüglich der Perspektive auf das *Wie* geht es um Kommunikationsregeln und dabei hier insbesondere um die Frage des Umgangs mit Emotionalität. Die Ansprache des Moderators impliziert, dass die Auseinandersetzung nur dann glücken kann, wenn sich alle »reif« und »erwachsen« verhalten. Damit korrespondiert die Vorstellung, dass erwachsen gleich sachlich und fähig zur Perspektivübernahme bedeutet (im Gegensatz zu Kindern, die ihre emotionale Regulierung erst noch lernen müssen oder noch eher selbstzentriert handeln). Der Moderator übernimmt hier die Kommunikationsregeln der Top-down-Rationalität, die in die partizipativen Arrangements eingelagert ist und mit »Sachlichkeit, Apersonalität, Distanziertheit und Verfahrensregulierung« (Holland-Cunz 1994: 227) Hand in Hand gehen: Hitzige, aufgewühlte, wütende und undisziplinierte Praktiken werden nicht akzeptiert, da sie nicht als Formen öffentlicher Kommunikation im politischen Feld anerkannt sind. Und so werden Praktiken, die als nicht »reif« markiert werden, gleichsam als nicht erwünscht problematisiert.

Zudem verlangt er von den Teilnehmenden eine Perspektivität ab, die sowohl Kritik als auch Zustimmung beinhaltet. Er nimmt die Teilnehmenden mit in die Verantwortung für eine ausgewogene Diskurskultur. Dies ist angesichts der Betrachtung der Situation als gesellschaftliche Konfliktarena, in der es um den Zugang zu Ressourcen und die konflikthafte Aushandlung von Wahrheiten in einem asymmetrisch strukturierten Raum geht, erklärungsbedürftig. So ist das Ziel eines anerkennenden Miteinanders grundsätzlich nicht abzulehnen. Angesichts der Institutionalisierung der ›Legitimationsproduktion‹ in diesen Settings stößt der Ruf nach Zustimmung jedoch all jene vor den Kopf, die ein Partizipationsverständnis haben, das nicht in erster Linie konsensorientiert ist, sondern sich durch Konfliktorientierung auszeichnet. Das heißt, für die Teilnehmenden, die mit einem grundverschiedenen Maßnahmenvorschlag zur Verkehrsberuhigung (etwa der dauerhaften Installation einer Spielstraße) kommen, delegitimiert eine Zustimmung (etwa zur Vorzugsvariante der Verwaltung) den eigenen Vorschlag. Aber auch jenen, die kein klares Partizipationsverständnis vergegenwärtigt haben, dafür aber Erfahrungen der Enteignung ihrer Subjektperspektiven in Bezug auf politische Repräsentationsbemühungen machen mussten, stößt der Ruf nach Zustimmung vermutlich auf. Die der Praxis implizite Konsensorientierung bringt performativ eine Invisibilisierung gesellschaftlicher Konflikte hervor. Und sie zeigt sich blind für Machtasymmetrien und damit einhergehende ungleiche Kraftanstrengungen für Alltagskämpfe um gesellschaftliche Ressourcen. Aus der Perspektive *from below* erhält die Forderung, neben Kritik auch Zustimmung zu äußern, eine zynische Komponente. Im asymmetrischen Setting resultiert der Ruf eher in einer machtförmigen Ausrichtung der Subjekte. Der hinter den Äußerungen des Moderators liegende Wunsch nach der Einhaltung von Regeln der Deliberation kann aus machtsensibler Perspektive als nicht umsetzbar betrachtet werden (siehe dazu auch Klöti 2016: 64). Menschen, die den beschriebenen expliziten und impliziten Sprachregeln nicht folgen, werden ausgeschlossen – in doppelter Hinsicht: »einerseits durch Prozesse der Selbstexklusion, da sie sich an der Diskussion weniger als statushohe Personen beteiligen, weil sie sich nicht kompetent genug fühlen, um am Diskurs partizipieren zu können. Andererseits werden Beiträge von nicht statushohen Personen aktiv exkludiert« (Schaal/Ritzi 2009: 14; siehe auch Young 2001). Und in der Form, wie bestimmte Sprechformen und damit auch bestimmte Themen aus der Arena ferngehalten werden, manifestiert sich auch die Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre, mit der »Folge, dass bestimmte Themen und Handlungsformen dem vorpolitischen bzw. privaten Raum zugeschrieben und somit aus dem öffentlichen Raum ausgeschlossen werden« (Munsch 2011: 50). Der so reproduzierte Raum der Öffentlichkeit kann als hegemonial bezeichnet werden. Dies wird auch im empirischen Beispiel klar: Der Moderator adressiert hier die bürgerliche – und hegemoniale – Öffentlichkeit, die zugleich eine klassenspezifische Öffentlichkeit ist (Habermas 1990: 15ff.).

9.5 *Doing (in)competence in intermediären Formaten*

In intermediären Formaten, in denen es in erster Linie nicht darum geht, eine bereits im Prozess befindliche Planung zu diskutieren, sondern in denen Neues erst geschaffen werden soll, haben wir es mit anders gelagerten Praktiken im Spektrum des *doing competence* zu tun. Hier werden die Teilnehmenden als kompetente Subjekte konstruiert, die aus ihrem Erfahrungsraum heraus relevantes Alltagswissen in die Situationen einspeisen, mit anderen in den Austausch treten und sich z.B. aus den gesammelten und gebündelten Impulsen ein zeitlich längerfristiges Engagement ergibt. Obwohl in intermediären Formaten, in denen die Soziale Arbeit häufig eine Schlüsselrolle einnimmt, die Vielfalt verschiedener Artikulationsformen aktiv begrüßt wird, kann eine Praxis der Differenzierungen zwischen ›wichtig‹ und ›unwichtig‹ bzw. ›wahr‹ und ›falsch‹ nicht ausgeschlossen werden. Denn die Chancen, Gehör zu finden, sind auch hier ungleich verteilt. So kann das, was jemand in einer Runde beiträgt, als relevant oder eben irrelevant, nicht so wichtig, nicht so glaubwürdig etc. verhandelt werden. Diese Differenzierungspraxis vollzieht sich in Abhängigkeit von Praktiken professioneller Akteur_innen sowie dem situierten Handlungsdruck, Ergebnisse produzieren zu wollen/müssen.

Ein Beispiel soll dies im Folgenden illustrieren. Es handelt sich um das Nachtreffen zu einem Nachbarschaftsforum in einem von sozialen Segregationsprozessen gekennzeichneten Stadtteil (zum eigentlichen Nachbarschaftsforum siehe auch 11.2 »Bespielen«). Auf dem Forum, das ein knappes halbes Jahr zurückliegt, hatte man sich zu unterschiedlichen Themen zum Stadtteil ausgetauscht (Nachbarschaft, Image des Stadtteils, Ordnung, Leben und Kultur sowie Verkehr). Eines der Ziele des Nachbarschaftsforums war es, das Engagement der Bewohner_innen anzustoßen und zu unterstützen. Wer wollte, konnte sich auf eine Liste schreiben, um über weitere Treffen informiert zu werden. Der Einladung zum Follow Up-Treffen einige Monate später an einem frühen Freitagabend in einem Nachbarschaftszentrum folgen 17 Personen. Sieben der Anwesenden wohnen im Stadtteil, davon sind vier nachbarschaftlich bereits engagiert, z.T. langjährig, drei sind kommunalpolitisch aktiv. Die anderen Teilnehmenden sind aus beruflichen Gründen dabei (soziale Träger und Projekte aus dem Stadtteil, Verwaltung) oder weil sie sich in kommunalpolitischen Gremien engagieren, wohnen aber nicht im Stadtteil. Das heißt, die Zusammensetzung der Gruppe ist angesichts des eigentlichen Ziels, das Engagement der Bewohner_innen anzustoßen, erklärungsbedürftig.

Nach einer Wiederholung der Ergebnisse des Nachbarschaftsforums werden die einzelnen AGs, die sich gegründet hatten (Arbeitsgruppen zu den fünf genannten Schwerpunktthemen), von der Moderatorin aufgefordert, zu erzählen, was in der Zwischenzeit nach dem Nachbarschaftsforum passiert ist. Viel ist es nicht, so mein persönlicher Eindruck. Als eine Sozialarbeiterin aus dem Stadtteil für die AG »Image des Stadtteils« berichtet, dass es einige Ideen dazu gebe, wie man zeigen

könne, dass der Stadtteil »bunt« sei, und erwähnt, dass Kräuterführungen geplant seien, meldet sich eine Teilnehmerin zu Wort. Sie war meiner Erinnerung nach nicht auf dem Nachbarschaftsforum dabei und ich weiß auch nicht, wie sie vom Follow Up-Treffen erfuhr.

Da meldet sich die etwa 35-jährige Frau und meint, sie würden auch gerade Kräuterführungen machen, dass ganz viel passiere und dass man ganz viel machen könne. Dabei sollte man auch nicht immer schauen, was die Menschen sich auf dem Nachbarschaftsforum gewünscht hätten (z.B. einen Aldi oder LIDL am zentralen Platz), sondern, dass wir in der heutigen Welt überlegen müssten, was wir mit befördern wollen, z.B. den Konsum, wohin wir unsere Kinder erziehen wollen. Und ob da ein weiterer Aldi oder LIDL so gut wären. Ihr wird aus Richtung eines anderen Teilnehmers erwidert, dass das aber das sei, was die Anwesenden sich gewünscht hätten auf dem Nachbarschaftsforum. Darauf geht sie nicht ein und erzählt weiter. Sie sagt, sie und ihre Initiative hätten ganz viele Ideen, wie man den Platz beleben könne. So hätten sie ein Lastenrad mit transportablem Soundsystem, was man direkt auf den Platz fahren könne. Eine Idee nach der nächsten sprudelt aus ihr heraus. Etwa vier Minuten hat sie das Wort. Niemand stoppt sie. Ich blicke in Gesichter, die teilweise abschweifen oder sich gegenseitig Blicke zuwerfen. Die Aufmerksamkeit ist nicht ungeteilt, doch niemand spricht dazwischen oder macht ein Geräusch. Die Moderatorin blickt mit einem ganz neutralen Gesicht in die Runde und gibt ihr den immer größer werdenden Raum. Die junge Frau schildert eine Idee und einen Gedanken zu Engagement rund um den zentralen Platz nach dem nächsten. Sie bekommt u.a. vom Vertreter des Projektes mit Langzeitarbeitslosen ein bestärkendes Feedback, dass dies gute Ideen seien. Ansonsten ist es still. Als sie aufhört zu sprechen, nimmt die Moderatorin den Faden wieder auf und leitet sofort über zur nächsten Gruppe, die ihre Aktivitäten vorstellen sollen. (Beobachtungsprotokoll »Follow Up«: Z. 148–168)

Die Frau engagiert sich, wie ich später erfahre, ehrenamtlich in einem Nachbarschaftsprojekt im Stadtteil. In diesem Rahmen führt sie auch die Kräuterführungen durch. Sie macht sich und die Aktivitäten der Initiative sichtbar und zeigt, was an Ideen vorliegt. Sie kann sich gut ausdrücken und die Ideen sind äußerst kreativ und klingen schon sehr konkret, durchdacht und auch realistisch, was die Umsetzung betrifft. Der Mitarbeiter des Langzeitarbeitslosenprojekts gibt ihr ein positives Feedback. Und trotzdem überträgt sich eine ambivalente Stimmung in diesem Moment. Denn niemand, bis auf ihn, geht auf das ein, was sie sagt. Es herrscht eine eigentümliche Stille im Raum, die für Situationen dieser Art ungewöhnlich ist. Sonst werden Ideen zwischendurch kommentiert, es wird positiv bestärkt, Anerkennung wird markiert oder Nachfragen werden gestellt. Hier passiert nichts dergleichen. Es werden sonst keinerlei Zeichen der Wertschätzung ihres Engagements aufgeführt. Sie wird im Laufe ihrer Ausführungen immer schneller, es sprudelt aus ihr heraus,

als rede sie sich um Kopf und Kragen. Sie kämpft um die Anerkennung ihres Engagements, als wenn sie erwartete, dass nur die Hälfte zuhört, als wenn sie gegen Mauern ankämpfen müsste. Dabei hat niemand etwas Dahingehendes explizit gesagt. Es fühlt sich unbehaglich in diesem Moment an, denn einerseits empfinde ich es als unangenehm, dass sie nicht aufhört, zu sprechen. Andererseits frustriert es mich, dass niemand mit ihr in erkennbare Interaktion tritt.

Es gibt zwei Schlüsselmomente in der Situation, die hinsichtlich der Praktiken des *doing (in)competence* hier relevant erscheinen. Einmal delegitimiert ein Teilnehmer ihren Vorschlag, eben nicht alle Ideen aus dem Nachbarschaftsforum auch umzusetzen (und demnach aus dezidiert ökologischen Gründen keinen Lebensmittel-Discounter in den Stadtteil zu holen), mit dem Hinweis, dass das jedoch das sei, was sich die Teilnehmenden gewünscht hätten. Sie würde demnach mit dieser Idee die Wünsche der Teilnehmenden nicht ernst nehmen und übergehen. Und das andere hier noch relevantere Schlüsselmoment ist die Beobachtung, dass zahlreiche Blicke unter den Anwesenden ausgetauscht werden und sich von ihr abwenden, während sie spricht. Die Praxis sozialer Ausschließung vollzieht sich hier wortlos über Blicke. Die Anwesenden positionieren sie als Teilnehmerin, die anders behandelt werden müsse. Ihre Ideen werden weniger relevant positioniert und so erklärt sich auch, dass ihre Wortmeldung weitgehend unkommentiert bleibt und schnell mit weiteren Wortmeldungen fortgefahren wird. Warum jedoch nutzt man nicht die Ressourcen dieser Akteurin? Ihre vielen Ideen deuten darauf hin, dass sie die Situation als »richtigen« Ort zur Kommunikation ihrer Ideen antizipiert. Dass so wenig an Rückmeldung kommt, muss daher verwundern. Bis auf eine positive Rückmeldung hat nichts in der Situation bewirkt, dass sie sich weiterhin in der Gruppe willkommen fühlt und sich sicher sein kann, dass ihre Ideen und ihr Engagement dort anerkannt werden. Es ist durchaus möglich, dass Vorerfahrungen bezüglich der Zusammenarbeit mit ihr ursächlich für die Verslossenheit der Anwesenden sind. Eine andere mögliche Erklärung dafür, was dem Ausschluss zugrunde liegt, könnte sein, dass ein Aufgreifen ihrer Ideen in der betreffenden AG für die professionell tätigen Akteur_innen Arbeit bedeutet hätte. Das heißt, die Akteur_innen der GWA vor Ort, die etwa kleinteilige Förderungen in die Wege leiten oder Veranstaltungen unterstützen könnten, wären hier mit ihren personellen Ressourcen tangiert. Möglicherweise werden die Ideen daher aus der Erwägung heraus, sich nicht zu eng an die Frau und ihre Initiative binden zu wollen, nicht weiterverfolgt. Was »wichtig« und »richtig« ist, entscheidet sich in der Situation tendenziell eher entlang der institutionell geformten Routinen, in die die professionellen Akteur_innen eingebunden sind.